

wie jener Claudio, den Hofmannsthal in einem frühen Spiel vor das Gericht des Todes gezogen und dann freilich durch eben diesen Tod die Erlösung zum wahren Leben hatte finden lassen. Aber wenn seine Schuld auch nichts als Torheit ist, so wird sie darum nicht weniger unnachsichtlich geahndet. So töricht es ist, angesichts des Lebens Unschuld vorschützen zu wollen, so unmöglich ist es, sich vor dem Leben durch Unschuld zu schützen. Unschuld ist nicht nur keine Sicherung gegen die Gefahr, sie ist selbst die Gefahr. Denn was in dieser Geschichte das Leben so böse macht, ist seine Unschuld, und was diesen jungen Menschen so ohnmächtig der Gewalt des bösen Lebens ausliefert, ist nichts anderes als dies. Diese Unschuld aber ist seine Schuld.

Das Leben, so meint es Hofmannsthal, läßt seiner nicht spotten. Verstoßen — wird es böse und rachsüchtig. Es kehrt zurück als Feind. Es lagert sich am Wege und legt Schlingen aus nach dem, der ihm entrinnen will. Und je weiter einer ihm ausweicht, desto sicherer fällt man ihm ins Netz. Ein solches Netz ist es, in dem der Jüngling der 672. Nacht sich verfängt. Es ist wie eine Verschwörung, ein geheimes Einverständnis der Menschen und Tiere, Pflanzen und Steine, der Häuser und Gärten und Türen und Wege, das darum nur um so tückischer ist, als es sich nicht nachweisen läßt. Alles vollzieht sich ganz unscheinbar und unschuldig. Es wäre nichts zu erwidern, wenn eingewendet würde, er habe sich nur verlaufen, und in Wirklichkeit gehe alles mit rechten Dingen zu. Nirgends ist ein handgreiflicher Spuk am Werk. Kein Stein rührt sich um seinetwillen vom Fleck. Ja, seine Verlorenheit beruht eben darin, daß sich die Dinge so gänzlich ungerührt verhalten, daß sie überhaupt keine Notiz von ihm nehmen, genau als wären sie ganz allein und er nur leere Luft. So, weiß man auf einmal, sind die Dinge, wenn sie unter sich sind: herzlos, häßlich und unsagbar traurig. Unfähig, sich selber herzustellen, ungeborene Schatten, so stehen sie herum, stumm, ja böse wartend auf die Erlösung.

*Chaos als totes dumpfes Hinlungern der Dinge im Halblicht*³, so notiert Hofmannsthal einmal in sein Tagebuch nicht lange nach dem Erscheinen des *Märchens* und zweifellos aus der gleichen Stimmung; denn nichts kann besser die Beschaffenheit der Welt beschreiben, mit der wir es hier zu tun haben. Und wenn er hier diesen Zustand als *Chaos* bezeichnet, so tut er es, um das Heilmittel zu nennen, das einzige, das es gibt, nämlich die Magie der Liebe: *Magie: Gabe, das Chaos durch Liebe zu beleben*⁴. Einmal ist der Verirrte nahe daran, den erlösenden Zauber zu entdecken. Mit einer unbeholfenen Geste streicht er dem Kinde über das Haar, das ihn mit feindseliger Grimasse angestarrt hat, und schon legt sich

seine Angst, aber dann fällt er zurück in seine Torheit und verfällt zum ersten Male auf den wahnwitzigen Gedanken, durch Geld seine Seele zu erlösen, nur um sein Opfer verschmäht zu sehen. Wohl fühlt er dumpf das Warten, den Anspruch, den stummen Vorwurf der Dinge, aber er kann, ein zweiter Parzival, die erlösende Frage nicht finden. Wenn er ein einziges Mal Du zu sagen vermöchte, dann wäre der Bann gebrochen, die Welt erlöst und seine verwunschene Seele zugleich. Aber so erinnert ihn die Forderung an nichts als an sein gelähmtes Vermögen. Alle je erlittenen und längst vergessenen Demütigungen seines Lebens sind auf einmal wieder da, die Gesichter seiner Diener und das Bewußtsein seiner Schwäche und seiner Schuld.

Was ihn nun aber so schwach macht, und was die Welt so böse macht, hat dieselbe Wurzel, ist überhaupt das nämliche. Noch einmal können uns zwei gleichzeitige Aufzeichnungen Hofmannsthal's zuhilfe kommen. *Das Ungeheure des Lebens*, heißt es in einer anderen Tagebuchnotiz, *ist nur durch Zutätigkeit erträglich zu machen; immer nur betrachtet, lähmt es*⁴. Und beinahe ein Jahr später bekennt ein Brief unter dem Eindruck niederdrückender Erfahrungen: *Ich begreife nicht, wie alle diese Dinge eine solche Gewalt über mich haben können . . . Ich glaube: das schöne Leben verarmt einen. Wenn man immer so leben könnte, wie man will, würde man alle Kraft verlieren*⁵.

Dieses *schöne Leben*, das so wehrlos macht gegenüber der Wirklichkeit, ist es aber überhaupt erst, was das Gesicht der Wirklichkeit so furchtbar verkehrt. Wenn in unserem Märchen die Wirklichkeit unheimlich ist und trostlos, dann ist es, weil der junge Mensch sie dazu verdammt hat, als er ihr den Rücken kehrte und das schöne Leben wählte. Die Welt ist häßlich, weil er ihr seine Schönheit entzogen hat, sie ist herzlos, weil er sie nicht beseelt hat, sie ist gehässig, weil er sich ihrer nicht erbarmt hat. In dieser Versäumnis, die Welt zu verwandeln, zu versöhnen und zu erlösen, in dem Versuch, die ganze dunkle Hälfte des Lebens zu ignorieren, liegt seine Schuld, und nicht nur eine Schuld, sondern auch eine Gefahr. Hier liegt eine Einseitigkeit, welche die Widerlegung herausfordert: so sah Oscar Wilde selber sein Leben an — so müssen wir Hofmannsthal's *Märchen* verstehen. Damit erklärt sich die schneidende Dissonanz, mit der dieses wie jenes endet. Und damit enthüllt sich die tiefe Fragwürdigkeit des schönen Lebens und die große Schwäche des ästhetischen Menschen.

Hofmannsthal erlebte selbst die plötzliche und gewaltsame Verstoßung aus dem schönen Leben in eine namenlos häßliche und bedrückende Welt, als er 1895 und 1896 in trübseligen mährischen